

ALICE ADAMS



ALS WIR
UNBESIEGBAR
WAREN

ROMAN

DUMONT

ALICE ADAMS

ALS WIR
UNBESIEGBAR WAREN

ALICE ADAMS
ALS WIR
UNBESIEGBAR WAREN

Roman

Aus dem Englischen von
Eva Kemper

DUMONT



Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Invisible Summer« bei Picador, London.

© Alice Adams, 2016

Erste Auflage 2017

© 2017 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Eva Kemper

Umschlaggestaltung: Lübbcke Naumann Thoben, Köln

Satz: Fagott, Ffm

Gesetzt aus der Dante und der Novecento

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-9841-1

www.dumont-buchverlag.de

Für meine Familie – ob blutsverwandt oder nicht

*Au milieu de l'hiver, j'apprenais enfin qu'il y avait
en moi un été invincible.*

*Mitten im Winter erfuhr ich endlich, dass in mir
ein unbesiegbarer Sommer ist.*

Albert Camus,
»Retour à Tipasa / Heimkehr nach Tipasa«,
1952

1

BRISTOL, SOMMER 1995

»Na gut, mir ist eine eingefallen. Wenn ihr die Antwort auf irgendeine Frage bekommen könntet, welche Frage würdet ihr nehmen?«

Eva lag auf dem Rücken und blickte in den Himmel, als sie das fragte. Es war endlich Sommer geworden, ziemlich spät in diesem Jahr, und die Sonne auf ihrer Haut wirkte zusammen mit dem Wein und Luciens Schulter unter ihrem Kopf berauschend. An diesem Morgen hatte sie die letzte Klausur ihres ersten Studienjahrs geschrieben, und am nächsten Tag würde sie nach Hause fahren, um dort den Sommer zu verbringen. Aber in ein paar Monaten würde sie wieder hier sein, so weit entfernt von ihrer alten Welt, wie sie es im letzten Herbst auf dem Weg zur Uni nur hatte hoffen können.

Die vier Freunde hatten es sich auf einer Decke unterhalb der Kuppe des Brandon Hill gemütlich gemacht. Den Weg ganz hinauf zum Steinturm und über die Wendeltreppe bis zur Aussichtsplattform hatten sie sich gespart, aber auch von ihrem Platz aus hatten sie einen beeindruckenden Blick auf die Stadt, über den trägen Fluss hinweg, vorbei an den schäbigen Lagerhallen bis zum endlosen Netz aus Straßen und Häusern. Zu ihren Füßen befanden sich im hochgewachsenen Gras zwei offene Weinflaschen, eine stand aufrecht in einem abgetragenen Schnürstiefel, die andere vergoss liegend die letzten Tropfen.

Sylvie drehte sich auf den Bauch und strich sich ein paar kupferrote Haarsträhnen aus den Augen. »Egal welche?«

»Ja«, antwortete Eva. »Puff.«

»Was?«

»Das war das Geräusch, mit dem der Dschinn verschwunden ist, nachdem du deine Frage verschwendet hast.«

Sylvie warf ihr einen finsternen Blick zu. »Das ist unfair. Ich bekomme noch eine. Ich will den Sinn des Lebens wissen.«

»Das ist keine richtige Frage.« Benedict stupste sie mit dem Ellbogen an. »Außerdem wäre die Antwort wahrscheinlich ›42‹, und dann hättest du deine Frage wieder verschwendet.«

Sylvie fuhr mit Daumen und Zeigefinger ruckartig über einen Stängel Riedgras, sammelte die abgestreiften Samen in ihrer Hand und pustete sie ihm ins Gesicht. »Na schön, du Klugscheißer. Was würdest du fragen?«

Benedict blinzelte. »Ich müsste erst überlegen, wie ich es richtig formuliere, aber im Grunde würde ich gerne die große vereinheitlichte Theorie kennen.« Er überlegte. »Oder wissen, was passiert, wenn wir sterben.«

»Wie wäre es mit den Lottozahlen von nächster Woche?«, fragte Eva träge.

»Man müsste doch verrückt sein, um seine Frage für etwas derart Banales zu vergeuden.« Benedicts Antwort ließ Eva die Stirn runzeln. Mit einer Familie wie Benedicts im Rücken sagte es sich so leicht, Geld sei trivial, aber wenn man in einer Kleinstadt in Sussex mit null Glamour und reichlich schwerfälligem Konformismus aufgewachsen war, sah die Welt anders aus. Benedict würde nie verstehen, was es hieß, an jedem Wochenende aufzustehen und sich zu einem stupiden Job in den Supermarkt zu schleppen, wie Eva es vor ihrem Umzug nach Bristol vier Jahre lang getan hatte, oder wie es war, wenn die gleichen Jugendlichen, die auf dem Weg zur Schule regelmäßig Evas Tasche

über eine Hecke warfen, hereinkamen und Waren aus den Regalen rissen, um ihr Ärger einzubrocken. Verloren hatte sie dann so oder so: Wenn sie die Typen ignorierte, setzte sie damit ihren Job aufs Spiel, aber wenn sie den Wachmann rief, landete ihre Tasche am Montag garantiert in einer Pfütze.

An einem solchen Ort konnte man durch fast alles zum Außenseiter werden: wenn man die falschen Klamotten trug, bei Prüfungen zu gut abschnitt, bei den angesagten Fernsehserien nicht mitreden konnte, weil der eigene Vater nichts von einem Fernseher im Haus hielt. Der einzige echte Lichtblick war in der Gestalt von Marcus erschienen, der für kurze Zeit ihr Freund gewesen war, denn man konnte noch so unbeliebt sein, es fand sich immer ein Teenager, dessen Libido ihn über diese Hürde trieb. Marcus selbst war ziemlich beliebt und erstaunlich interessiert an ihr gewesen, und ein paar wenige Monate lang hatte sie sich als seine Freundin in der widerstrebenden Akzeptanz der anderen gesonnt.

Die Beziehung hatte zu dem erfreulichen, wenn auch ziemlich würdelosen Verlust ihrer Jungfräulichkeit im Wald hinter der Schule geführt, nachdem sie sich auf einer Bank eine halbe Flasche Cider geteilt hatten, was offenbar sowohl die Verabredung als auch das Vorspiel hatte darstellen sollen. Marcus war schließlich sauer auf sie geworden und hatte Schluss gemacht, als ein heiß ersehnter Nachmittag im Bett, während seine Eltern aus dem Haus gewesen waren, vorzeitig endete, bevor er auch nur die Hose ausgezogen hatte, weil Eva unklugerweise versucht hatte, die Stimmung mit ein paar Scherzen aufzulockern. Sie hatte in der *Cosmopolitan* gelesen, es sei für Paare wichtig, im Bett miteinander lachen zu können, allerdings hatte in dem Artikel auch gestanden, es sei eine feine Sache, leicht gegen die männlichen Genitalien zu klatschen, als wollte man beim Tennis einen Volley schlagen, und das war auch nicht besonders gut angekommen.

Wenigstens hatte sie es zu diesem Zeitpunkt in die relativ sichere Oberstufe geschafft, aber ihr Leben war gerade mal erträglich geworden und kaum etwas, wovon man träumen würde. Am Tag bevor Eva endlich an die Universität gegangen war, hatte sie die Polyesteruniform, die sie vier lange Jahre jeden Samstag getragen hatte, auf die Terrasse gebracht und abgefackelt und dabei dem Rauch geschworen, sie würde nie zurückkommen.

»Und du, Lucien?« Benedict stieß Sylvies Bruder am Bein an, seine Stimme riss Eva aus ihren Tagträumen. »Was würdest du fragen?«

»Ach Gott, keine Ahnung. Wer sich über mich schon mal warme Gedanken gemacht hat?«

Eva schloss die Augen, damit sie ihn nicht aus Versehen ansah, und hoffte, sie würde nicht merklich erröten. Niemand weiß Bescheid, beruhigte sie sich. Sie können deine Gedanken nicht lesen und dort den *Atlas von Lucien* sehen, in dem alles verzeichnet war, von seinen zerzausten dunklen Haaren bis zu der Sommersprosse auf der Innenseite seines erstaunlich zarten Handgelenks.

Sylvie stieß angewidert ein langes, leises Stöhnen aus, und Benedict lachte. »Ich glaube, für mich wäre das nichts«, überlegte er. »Das würde der Sache ihren ganzen Zauber nehmen.«

»Die Jungfräulichkeit stark ist in diesem da«, spottete Lucien in seiner besten Yoda-Stimme.

»Wohl kaum«, grummelte Benedict. »Jedenfalls würden auf der Liste bestimmt ein paar scheußliche Leute stehen. Dein Sportlehrer in der Schule oder so.«

»Na gut, nur Frauen. Unter dreißig.« Lucien beugte sich vor, um die fast leere Weinflasche aus Evas Stiefel zu ziehen, und ließ ihren Kopf dabei achtlos von seiner Schulter rutschen.

Eva setzte sich auf und versuchte so zu tun, als machte ihr die Abfuhr nichts aus. Typisch Lucien, dachte sie, erst zog er ih-

ren Kopf auf seine Schulter, dann stieß er sie weg. Dieses Tänzchen führten sie seit beinahe einem Jahr auf, seit sie nach Bristol gekommen war und ihre neue Freundin Sylvie sie ihrem großen Bruder, einem ziemlichen Feierbiest, vorgestellt hatte. Lucien studierte nicht, er bezeichnete sich als »Unternehmer«, auch wenn Eva nicht ganz klar war, was das genau hieß. Sylvie hatte sich Bristol nur als Studienort ausgesucht, weil Lucien schon hier wohnte und offenbar tat, was auch immer er tat, wenn er ausnahmsweise nicht mit den anderen dreien in den Studentenwohnheimen abhing.

»Na schön.« Sylvie stemmte sich hoch und klopfte sich das Gras von den Jeans. »Mir reicht's. Ich gehe in die Bibliothek und lege eine Nachtschicht ein, morgen ist meine letzte Hausarbeit fällig.«

Bekanntermaßen hegte Sylvie eine starke Abneigung gegen Hausarbeiten, sie wirkte immer leicht fassungslos, dass in ihrem Studiengang, Kunstgeschichte, so etwas verlangt wurde, und behauptete, sie könne unmöglich schreiben, wenn der Abgabetermin mehr als achtundvierzig Stunden entfernt sei. Mit dem Studium wollte sie sich nur Zeit verschaffen, um eine gefeierte Künstlerin zu werden, und für jeden in der Gruppe stand fest, dass sie ihr Ziel erreichen würde. Alle nötigen Zutaten waren vorhanden: ein erstaunliches, manisches Talent zum Zeichnen und Malen, ein ganz eigener, origineller Blick, ergänzt durch ein auffällig gutes Aussehen und eine zähe Lebenseinstellung, der jede Ehrfurcht fehlte. Sie hatte ein gewisses Strahlen an sich, eine Lebendigkeit, und sie gehörte zu den Menschen, die ihre eigene Schwerkraft erzeugten, die umschwärmt wurden und denen man jeden Wunsch erfüllen wollte. Der große Erfolg wartete schon auf sie, alles andere war unvorstellbar.

»Ich muss auch los«, sagte Benedict widerstrebend. »Ich fahre morgen ganz früh und habe noch nicht mal gepackt.«

Eva und Lucien verabschiedeten sich, legten sich wieder ins Gras und sahen den beiden nach, als sie den Hügel hinuntergingen. Ein Hauch Violett im Licht des Nachmittags kündigte die nahe Dämmerung an. Eva war von dem billigen, säurereichen Wein schwindelig geworden. Lucien drehte sich auf die Seite und sah sie an.

»Da waren's nur noch zwei«, sagte er und griff in die Plastiktüte neben sich. »Wie es aussieht, müssen wir die letzte Flasche allein leeren, Eva.«

Wenn Lucien ihren Namen sagte, klang er dunkel und verführerisch. Er war das Exotischste an ihr, und sie hatte ihn immer gemocht. Ihr sozialistischer Vater hatte manchmal gewitzelt, sie sei nach Eva Perón benannt, aber sie wusste, dass ihre Mutter den Namen ausgesucht hatte, weil sie ihn einfach sehr gemocht hatte. Wäre es nach ihrem Vater gegangen, hätte sie wahrscheinlich einen tristen und unaufdringlichen Namen bekommen, vielleicht Jane oder Susan.

»Eva«, sprach er ihn noch einmal aus. »Ein hübscher Name.«

»Meine Mutter hat ihn ausgesucht«, erzählte sie ihm.

»Sie ist tot, oder?«, fragte er fast sanft.

»Ja. Sie ist an Brustkrebs gestorben, als ich fünf war. Ich kann mich nicht mehr besonders gut an sie erinnern.«

Lucien drehte sich auf den Rücken, wandte das Gesicht dem Himmel zu und schloss die Augen.

»Das tut mir leid«, sagte er. »Ist bestimmt nicht toll. Aber es kann nicht viel schlimmer sein als mit einer Trinkerin als Mutter.«

Eva machte große Augen. Sylvie hatte ihr schon ein wenig von ihrer schwierigen Kindheit erzählt, davon, dass ihre Eltern sich getrennt hätten und ihre Mutter zu viel getrunken habe und sie oft hätten umziehen müssen, aber Lucien wirkte immer unverwundbar, wie hinter einer undurchdringlichen Schutz-

schicht. Ihr gegenüber hatte er noch nie ein Wort über seine Kindheit verloren.

»Sylvie hat mal erwähnt, dass eure Mum ziemlich getrunken hat«, sagte sie vorsichtig.

»Yep. Als Beweis habe ich sogar ein paar Narben.«

Er streckte ihr die linke Hand offen entgegen. Über die letzten beiden Finger und einen Teil der Handfläche zogen sich glatte rötliche Wirbel, das erste Glied des kleinen Fingers war durch die starke Narbenbildung merklich verkürzt. Eva hatte Sylvie einmal danach gefragt, kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten, weil sie nicht riskieren wollte, Lucien zu beleidigen, aber Sylvie hatte nur mit den Schultern gezuckt und gesagt, er habe sich als Kind aus Versehen verbrannt. Damals hatte Eva gespürt, dass etwas ungesagt blieb, aber sie hatte nicht drängen wollen; manchmal erzählte Sylvie zwar ausführlich und recht unterhaltsam von ihrem eigenwilligen Familienleben – etwa, dass sie ihre Mutter mal schlafend im Gebüsch gefunden oder in der Schule einen Rüffel kassiert habe, weil sie als Mittagessen eine Familienpackung Kitkat mitgebracht habe, das einzig Essbare, das noch im Haus gewesen sei –, aber Eva hatte schnell gelernt, dass sie darüber nur sprach, wenn ihr danach war.

Jetzt strich sie mit ihren Fingern über die gespannte, glänzende Haut. »Lucien, das tut mir so leid. Deine Mutter hat dir das angetan? Das wusste ich gar nicht.«

Er sah sie nicht an. »Na ja, nicht direkt. Sie war betrunken weggekippt, und im Zimmer stand einer dieser altmodischen Heizstrahler; ich war noch klein, vielleicht drei oder vier, und ich habe ihn angefasst. Sie hat mir nie absichtlich wehgetan, aber bei einigen ihrer Freunde sah das anders aus. Sie war einfach eine ziemlich beschissene Mutter, wenn sie getrunken hatte, und das war ganz schön oft.«

»Du und Sylvie hattet Glück, dass ihr wenigstens euch hattet«, sagte Eva. »Kein Wunder, dass ihr euch so nahesteht.«

»Ja. Wir haben immer aufeinander aufgepasst.«

Zum ersten Mal, seit er die Hand ausgestreckt hatte, erwiderte er ihren Blick, und beiden fiel im selben Moment auf, dass ihre Finger immer noch auf dem zerstörten Gewebe ruhten. Für den Bruchteil einer Sekunde erkannte sie in seinen Augen etwas, das sie noch nie gesehen hatte, das gleichzeitig menschlicher und animalischer war als der übliche zynische, unantastbare Lucien, den er ihr bisher immer gezeigt hatte. Sie durchzuckte das Gefühl, sie würde zum ersten Mal ihn sehen, nicht nur das, was er ihr zeigen wollte, sondern das Kind, das er einmal gewesen war, und das Leben, das ihn geformt hatte. Aber während Eva diese Gedanken noch durch den Kopf gingen, veränderte sich sein Blick, wurde distanziert und ausdruckslos, und er beugte die Finger über die Narben und zog die Hand weg, um sie zu verbergen.

Eva ertrug es nicht, dass ihr diese neue Nähe gleich wieder entrissen wurde, und sie tat etwas, zu dem ihr bisher immer der Mut gefehlt hatte: Sie beugte sich vor, nahm wieder seine Hand und verschränkte ihre Finger mit seinen vernarbten. Er lag jetzt halb unter ihr, ihr Gesicht über seinem, ihr Haar streifte über seine Wange. Als er ihren Blick erwiderte, passierte etwas zwischen ihnen, ein Funke sprang über, und dieses Mal zog er die Hand nicht weg. Stattdessen grinste er anzüglich, schlang die freie Hand um ihren Nacken, vergrub die Finger in ihren Haaren und zog sie zu sich herunter.

Nach mehr Wein und weiteren Gesprächen hatten sie sich in der Dämmerung auf den Weg nach Hause gemacht, waren betrunken gegeneinandergeschwankt, Arm an Arm, die kleinen Finger ineinandergehakt, und hatten immer wieder aus den Bier-

dosen getrunken, die sie unterwegs gekauft hatten, um dieses seltsame Gefühl zu mildern und die Verlegenheit über das, was sie gerade taten.

Sobald sie ihr Zimmer erreicht und die Tür geschlossen hatten, war alle Ungewissheit verpufft. Er hatte sie gegen die Wand gedrückt, sie heftig geküsst und ihre Bluse aufgeknöpft, und ihr war gar keine Zeit geblieben, um nachzudenken. Sie hatte sich nur noch vom Sog des Augenblicks mitreißen lassen.

Im Bett hatte sich der mitreißende Moment allerdings zu einer komischen Nummer aufgelöst. Zähne waren gegeneinandergeknallt, Mägen hatten gegrummelt, und ihre Jeans hatten sich so um ihre Knöchel geknüllt, dass sie fast hingefallen wäre, als sie die Füße herausziehen wollte. Das erste Kondom war quer durchs Zimmer geflitscht, das zweite war im Aschenbecher gelandet. Schließlich war auf fünf Minuten Keuchen und Stoßen bald Luciens Schnarchen gefolgt. Als sie mit einem pelzigen Gefühl im Mund und leichter Übelkeit neben ihm aufgewacht war, während sich ein paar Strahlen der Morgensonne an ihren Vorhängen vorbeischummelten, hatte sie nach seiner Hand gegriffen, um etwas von der Nähe der letzten Nacht zurückzugewinnen, aber er hatte die Hand weggezogen und ihr einen kurzen und leidenschaftslosen Kuss gegeben, bevor er sich weggedreht hatte, aufgestanden war und seine Jeans angezogen hatte.

»Ich gehe dann mal«, hatte er gesagt, als er sein T-Shirt gefunden hatte. »Wäre besser, wenn Sylvie davon nichts mitbekommt; sie kann es nicht ausstehen, wenn ich ihre Freundinnen vögele.«

Grinsend war er zur Tür gelaufen, und Eva war allein und verschmähnt in ihren klammen, zerwühlten Laken zurückgeblieben.

2

BRISTOL, SOMMER 1997

»Kaum zu glauben, dass wir es endlich überstanden haben, oder?«, fragte Sylvie. »Keine Vorlesungen mehr, keine Prüfungen mehr, keinen mörderischen Kaffee aus Getränkeautomaten mehr.«

Die Freunde waren wieder an ihrem Platz auf dem Brandon Hill, der in den letzten Jahren nicht wenige alkoholgeschwängerte Nachmittage gesehen hatte. Der Tag kam ihnen verträumt und gleichzeitig bedeutsam vor. Konnte man wegen etwas wehmütig werden, das noch gar nicht vorbei war? Eva schüttelte sanft den Kopf, um den Gedanken zu vertreiben, dass dieser Nachmittag, ihr letzter gemeinsamer in Bristol, Minute um Minute verstrich. Ihr war schmerzlich bewusst, dass sie keine Ahnung hatte, wann sie Lucien wiedersehen würde. Er und Sylvie wollten für längere Zeit reisen, und während Sylvie auf jeden Fall nach London nachkommen wollte, wusste Eva aus leidvoller Erfahrung, dass Lucien deutlich unberechenbarer war.

»Wir haben es nicht alle überstanden, vergiss das nicht«, grummelte Benedict. »Denkt mal an mich, wenn ihr durch die Weltgeschichte gondelt und ich nach dem Sommer wieder genau hier sein werde.«

»Wenn du so verrückt bist, hier deinen Doktor zu machen, hast du es nicht anders verdient«, sagte Sylvie. »Ich kann es kaum erwarten, endlich wegzukommen.«

Er zuckte mit den Schultern. »Na ja, ein Tapetenwechsel wäre schon schön, aber wenigstens wird die Arbeit jetzt interessant. Richtige Teilchenphysik haben wir im Studium bisher nur angekratzt, und jetzt kann ich mich endlich in das wirklich aufregende Zeug reinknien.«

Sylvie zog skeptisch eine Augenbraue hoch. »Na ja. Ich wage mal zu behaupten, dass eine Reise durch Indien deutlich aufregender wird, als bei den Physikern in einem Kellerlabor festzusitzen.«

»In gewisser Weise ist es ganz ähnlich«, sagte Benedict und lachte über ihre ungläubige Miene. »Doch, ehrlich. Wir suchen doch alle nach Antworten auf die großen Fragen des Lebens. Vielleicht findest du Erleuchtung in einem Aschram, und ich finde sie in einem Teilchenbeschleuniger, aber die Fragen sind die gleichen.«

Lucien schnaubte. »Nicht jeder ist auf der Suche nach dem Sinn des Lebens, Alter. Ich nicht und Eva übrigens auch nicht.«

Eva musterte ihre dahingelümmelten Freunde kurz, um ihre Reaktion auf Luciens Bemerkung zu beobachten. Normalerweise hätte sie sich darüber gefreut, dass er sich mit ihr verbündete, aber – war es nur Einbildung oder hatten sie tatsächlich etwas abfällig reagiert, als sie ihnen erzählt hatte, sie habe einen stark umkämpften Traineeplatz im Derivatehandel einer der besten Investmentbanken ergattert? Während des Studiums hatte sie sich ständig abgestrampelt, um mit Benedict Schritt zu halten, und hatte Sylvie heiß darum beneidet, dass ihr Fach so wenig Zeit beanspruchte, doch jetzt, nachdem die Prüfungen endlich überstanden waren, durfte sie doch wohl etwas Genugtuung empfinden, weil ihre harte Arbeit in etwas Greifbareres als drei weitere Jahre an der Uni münden würde. Jemand wie Benedict mochte ja die Geheimnisse der kalten Fusion ergründen, aber Eva war ziemlich zuversichtlich, dass es die Welt der Physik nicht

in den Grundfesten erschüttern würde, wenn sie dem Mammon und nicht schwer fassbaren Partikeln nachjagen würde.

Außerdem gingen zurzeit spannende Schwingungen durch die City. Die Typen am Stand von Morton Brothers auf der Jobmesse waren nur ein paar Jahre älter als sie gewesen, aber sie hatten so locker, selbstsicher, schlau und weltgewandt gewirkt, als gehörten sie einer anderen Spezies an. Einen Moment lang hatte Eva versucht, sich die jungen Männer dabei vorzustellen, wie sie vor einer johlenden Menge in einem Gebüsch nach ihrer Schultasche kramten, und als sie gemerkt hatte, dass es ihr nicht gelang, hatte sie sich einen Bewerbungsbogen für ihr Trainee-programm geben lassen.

»Ja, stimmt.« Sylvie verzog das Gesicht zu einem Grinsen. »Danke für die Erinnerung, dass sich meine beste Freundin ans System verkauft.«

»Ich soll mich verkaufen, Kameradin?« Eva zögerte auf der Suche nach einer passenden Antwort und gab schließlich auf. »Na schön, kann sein, aber wenigstens für einen anständigen Preis. Und weißt du was? Die Alternative hatte ich schon, und die besteht aus Städten mit beschissenen Häusern, wo man nichts unternehmen kann, wo sich alle gleich anziehen und über alles die gleiche Meinung haben, und wehe dir, wenn du irgendwie anders bist.«

Unbeeindruckt zwirbelte Sylvie ihren imaginären Schnurrbart. »Du Laufbursche des Kapitalismus.«

Jetzt lächelten alle, aber unter jedem Lächeln blitzte Stahl auf, eine steinharte Andeutung eines ernsten Untertons, der in den letzten Jahren in tausend alkoholgeschwängerten Diskussionen mitgeschwungen war. Es war ein nutzloses Unterfangen, das wusste Eva, trotzdem konnte sie nicht widerstehen, ein letztes Mal ihre Ansichten zu verteidigen, und setzte zu ihrer üblichen Rede an.

»Ihr müsst doch nur mal die Augen aufmachen und euch in der Welt umsehen: Der Kapitalismus hat mehr Wohlstand und Freiheit gebracht als jedes andere System. Er hat vielleicht nicht für die große Gleichheit gesorgt, aber immer noch mehr als jedes andere System, und die einfachste Methode ist es doch, dafür zu sorgen, dass alle gleich am Arsch sind. Außerdem hast du gut reden.« Sie deutete mit dem Kopf auf Sylvie. »Leute wie du kommen überall klar. Wir können nicht alle mit unserem Talent unbeschwert durchs Leben gleiten, weißt du.«

Sylvie grinste, ohne ihr zu widersprechen. Nicht zum ersten Mal merkte Eva, dass sie nicht nur traurig war, weil sich ihre Wege trennten, sondern sich auch ein bisschen darauf freute, endlich aus Sylvies Schatten zu treten. Auch wenn sie sich dabei ein wenig wie eine Verräterin vorkam.

»Wann brecht ihr eigentlich zu eurer großen Reise auf? Holt eure Mum euch ab?«, fragte Benedict die anderen. Eva warf Lucien einen flüchtigen Blick zu und sah, wie er eine spöttische Miene aufsetzte, als würde er über allem stehen. Zum tausendsten Mal seit ihrer gemeinsamen Nacht musste sie daran denken, wie schrecklich es für ihn war, wenn seine verletzbare Seite aufgedeckt wurde, und dass es vielleicht nie eine zweite Nacht gegeben hatte, weil er ihnen beiden nicht verzeihen konnte, dass er sich verwundbar gezeigt und sie ihn so gesehen hatte.

»Sei nicht albern«, antwortete er Benedict. »Sie hat mal wieder keinen Führerschein, weil sie betrunken gefahren ist. Und sie wäre sowieso nicht gekommen, ich bin bei ihrem aktuellen Typen doch unerwünscht, schon vergessen?«

»Wir fahren gleich mit dem Zug nach London und übernachten bei einem Kumpel in Fulham«, erzählte Sylvie. »Unser Flug geht erst morgen früh.«

»Und du, Eva? Wann ist Keith hier?« Benedict hatte Evas Vater, einen Lehrbeauftragten für Genderstudies an der Brighton

Poly, wie er sie immer noch nannte, obwohl sie längst in der University of Brighton aufgegangen war, schon einige Male getroffen, aber es war ihm immer noch unangenehm, ihn beim Vornamen zu nennen. Keith hatte sich nie als »Dad« anreden lassen, weil der Begriff mit patriarchalen Assoziationen von Autorität aufgeladen war.

Auch er hatte auf die Nachricht von Evas anstehender Karriere als Investmentbankerin nicht gerade mit uneingeschränkter Freude reagiert. Als sie es ihm erzählt hatte, war er zwischen väterlichem Stolz und marxistischem Abscheu so hin und her gerissen gewesen, dass sie gedacht hatte, er würde gleich in einer Wolke kognitiver Dissonanz implodieren. Aber sie hatte ihm erklärt, es gebe mittlerweile eine dritte Möglichkeit, einen Mittelweg zwischen dem alten herzlosen Konservativismus und den unvermeidlichen, nicht umsetzbaren Elementen des Sozialismus; eine neue Weltordnung zog herauf, und Eva beabsichtigte, dabei mitzumischen. Die Mauer war gefallen, die Sowjetunion war zusammengebrochen, und wenn es auch leicht übertrieben gewesen wäre, von einem »Ende der Geschichte« zu sprechen, so erschien der Begriff einer »neuen Ära« nicht zu hoch gegriffen, und das galt nicht nur für frischgebackene Uniabsolventen.

»Na ja, deine Mutter wäre stolz gewesen«, hatte er sich schließlich abgerungen, und Eva hatte rasch das Thema gewechselt, wie immer, wenn sich dieser schroffe Ton in seine Stimme schlich.

»Wir müssen los, sonst verpassen wir noch den Zug«, sagte Sylvie zu Lucien, und als Eva ihre Freunde ansah, hatte sie plötzlich das Gefühl, ihr würde etwas Wertvolles entgleiten.

Sie hatte ihre Kamera nicht dabei – die war schon mit ihren restlichen Sachen eingepackt –, deshalb versuchte sie, sich den Anblick so einzuprägen: Lucien mit seinen schimmernden dunklen Augen, Sylvie, deren Haar im Sonnenlicht wie ein radioak-

tiver Heiligenschein strahlte, und neben ihnen vor dem klaren blauen Himmel Benedict, der sich zu ihr umdrehte, ihren Blick auffing und sie mit seinem breiten, schiefen Lächeln anstrahlte. Nicht bewegen, dachte sie. Bald ändert sich alles, aber diesen Augenblick will ich behalten.

Und jetzt ließ es sich nicht länger hinauszögern, sie musste sich von Lucien verabschieden. Eva wünschte sich nichts mehr als eine Minute allein mit ihm, aber Sylvie und Benedict beobachteten sie erwartungsvoll, also blieb sie einfach sitzen, während er sich herunterbeugte und ihr einen Kuss aufdrückte, nicht richtig auf die Lippen, aber auch nicht ganz auf die Wange.

»Wir sehen uns, Kleines«, sagte er grinsend, und sie musste sich zusammenreißen, um nicht die Hände zu heben und seinen Kopf näher zu ziehen, aber Sylvie schleppte ihn schon fort. Dann liefen sie den Hügel hinunter, sie drehten sich noch um und winkten, entfernten sich jedoch unaufhaltsam von den Tagen in der Bibliothek und den Abenden auf Partys und den Morgen danach und von endlosen Nachmittagen, an denen sie sich gemeinsam totlachten, und von dampfenden Tassen mit scheußlichem Kaffee und allem anderen, das ihr gemeinsames Leben bisher ausgemacht hatte. Von einem Leben, das immer gewirkt hatte, als würde es nie enden, und jetzt doch plötzlich und unwiderruflich vorbei war.